

Spartacus.

Von Paul von Schönlhan.

Es sind etwa zehn Jahre darüber vergangen. Ich lernte damals in Italien einen jungen Bildhauer kennen, einen prächtigen Menschen, strotzend von Kraft und Ehrgeiz, einer von denen, die sich später einmal rühmen, „mit nichts“ oder „sehr klein“ angefangen zu haben und nun so dazustehen! — Manchem glückt's! Wenigen!

Er führte das an Entbehrungen reiche Leben eines Künstlers ohne Aufträge; die deutschen Maler und Bildhauer in Rom kannten ihn kaum dem Namen nach, denn er wohnte weit draußen, machte nichts mit, lebte ganz für sich, seinem Streben, seinen Studien, Plänen und Hoffnungen, zurückgezogen und sparsam. Ein „Idealist“, ein Künstlerfunderling, wenn man will. Schon damals beschäftigte ihn der Gedanke, eine lebensgroße Figur des Spartacus zu modelliren, des Siegers von Mutian, der den Cassius schlug. In dem Atelier, das nicht viel mehr war, als eine verlassene Scheune, standen Skizzen, Entwürfe und Studien zu dieser Figur umher. In diesem Zeichen wollte er siegen, mit seinem Spartacus wollte er der Welt zeigen, was er vermochte, was in der freiwilligen Einfachheit, in der Abgeschlossenheit seiner Existenz gereift war. Das war zunächst der Inhalt seines Daseins, der Kern- und Mittelpunkt seines Strebens.

Und endlich nach drei Jahren war die Figur des Führers im Sklaventreue, des Gladiators Spartacus vollendet: ein schöner, heldenhafter Jüngling in etwas vorgebeugter Stellung ausstehend, das kurze Schwert in der erhobenen Rechten, ein Helm durch und durch. Man errieth förmlich, daß hunderttausend Mann hinter ihm standen, ihm folgten, entschlossen, zu siegen oder zu fallen; ah, es war ein Zug in dieser Figur, Leben und Bewegung! ...

Man sprach von diesem Spartacus, man lobte die Figur, und selbst die Künstler mieden bedächtig mit dem Kopf und urtheilten: „Ja, der kann was!“

Aus den glanzvollen Ausstellungsräumen wanderte endlich Spartacus wieder in die Atelier-scheune zurück. Die Figur hatte Bezaubernd gefunden, aber — keine Käufer.

Das alte Lied! Des Künstlers Hoffnungen begannen — kaum geflügelt — allmählich ein wenig zu sinken. Er kam nach Wien zurück, mit seinem Talent und seinem Spartacus, — sonst brachte er nichts mit. Es ging ihm recht knapp zusammen, aber die Jugend erträgt am Ende Alles. Eine Zeit lang arbeitete er in dem Atelier eines berühmten Meisters an den Architekturen und Sodelreliefs eines Kriegerdenkmals, um des lieben Brodes willen. Man muß doch leben, man muß, wenn man später einmal berühmt werden will.

Sein edler künstlerischer Eifer drang aber war zum Fasten verurtheilt. Wenn er dann in der Dämmerung nach Hause kam, setzte er sich vor seinen Spartacus hin, und er erquickte und tröstete sich bei dem Gedanken, daß er was Großes könne; der Helmbjüngling war sein künstlerischer Hausgötte, sein Iam und Auf, der Genosse seiner Einsamkeit, seiner Trauerstunden, die einzige Quelle seiner Freuden.

Aber der Mäceras, der reiche Kunstfreund, der Käufer, ließ noch immer auf sich warten. Ein paar Leute dieser Art besuchten seine kleine, abgelegene Werkstatt und sie lobten die Arbeit, und der Eine hätte sie erworben, wenn die Figur in Bronze ausgeführt gewesen wäre, einem Andern war sie zu groß, ein Dritter fand sie zu — unbeliebt, und als verheirateter Mann — meinte er — dürfe er seiner Frau und seinen heirathsfähigen Töchtern mit einer solchen Figur nicht kommen u. s. w.

So zerschlugen sich alle Ausichten auf einen Verkauf.

In jenen Tagen traf ich mit einem reichen Mann, einem ehemaligen Geschäftsmann zusammen, der lebig war, — also anständige Rücksichten, wie die zuletzt genante, nicht zu beobachten brauchte, und den ich für die Plastik interessiren wollte. Ich vertiefte darauf, weil er mir bei einer Begegnung auf der Straße mit der Mittheilung entgegenkam, daß er ein paar Tage zuvor auf einer Auktion „wieder einige Bildwerke“ gekauft habe.

„Eines, das größte“, sagte er, ist ein Hektorbild; „Camont“ diktiert sein Todesurtheil! ...

Ich sah den Kunstfreund zweifelnd an. Er wurde unsicher.

„Ich glaube, so heißt es“, sagte er, halb fragend.

„Kamont“ erwiderte ich.

„Nun ja ... so ähnlich, bitte Sie, man kommt ja so selten ins Theater ... aber ich glaube, ich habe mich überreißt, es ist ein trauriges Bild; ich habe es zu spät bemerkt ... wie ich dann in der Nacht vom Kenacher nach Hause kam und zu Bett ging, da lehnte an der Wand das „Todesurtheil“ — das ist eigentlich kein Sujet für mich! ...“

„Und die anderen Bilder?“

„Ein Stillleben von dem Meer, — Sie wissen ja?“

„Eine alte Frau mit einem schlafenden Kind ...“

In dieser Weise berichtete mir der Mann über seine jüngsten Bildereinfäufe. Am nächsten Tag fiel mir ein, daß ihm vielleicht der Spartacus gefallen könnte, und da ich dem armen Bildhauer gern einen Käufer zugeführt hätte, schrieb ich dem Kunstfreund ein paar Zeilen, in welchem ich ihm die Figur als ein ausgezeichnetes Werk der Plastik — ohne Uebertreibung, bloß nach Gebühr — anpries. Mein Brief blieb für's Erste unbeantwortet. Bald darauf traf ich den Mann im Theater. Er entschuldigte sich wegen seiner Briefschuld und kam selber gleich auf die Affaire der Figur zu sprechen. Es war mir ein dischen unangenehm, daß er dabei immer von dem Spartacus — mit dem Ton auf der vorletzten Silbe — sprach. Aber was lag daran, wenn er das Ding nur kaufen wollte, gleichviel welche Silbe er betonte. Er bat mich, den Preis zu ermitteln, und ich begab mich schleunigst zu dem Künstler, um mit ihm darüber zu verhandeln. Er nannte mir ägernd eine Summe, deren mäßige Höhe er durch seine momentane prekäre Lage rechtfertigte, indem er gleichzeitig zur Verbindung machte, daß eben darum der Verkaufspreis ein Geheimniß bleiben müsse.

Aber mein Kunstfreund fand die Forderung trotzdem ganz unerfüllbar. Er hatte für den Camont, der noch dazu sein eigenes Todesurtheil diktiert und eine halbe Zimmerwand bedeckt, fünfzig Gulden gegeben und für den „Van der Meer“ gar nur neunzig Gulden! „Man kriegt ja die Bildhauerarbeiten jetzt so billig, besonders in Terracotta“ — gab er mir zu denken.

Es wurde nichts aus dem Handel.

Der berühmte Gladiator aus Kapua wurde an verschiedenen Orten ausgestellt, in Berlin, in München, in Hamburg, dann gab ihm ein Dresdener Kunstliebhaber ein paar Monate lang Unterstand, ebenso lange beherbergte ihn ein Berliner Kunstliebhaber, aber ganz ohne Erfolg. Die Sachverständigen zeigten sich entzückt und rühmten den genialen Zug, die Anderen gingen daran vorüber. Dazwischen berührten einige Personen dem zwischen Hangen und Bangen dahinlebenden Künstler für seine Figur hohe Protektion zu verschaffen, man sprach von Anlauf durch den Staat, durch die Akademie, von der Aufstellung der Figur in einem fürstlichen Schloß, im Park des Prinzen Scunbo, aber es waren im „Er nur fanquimische Ausichten wohlwollender Sönnner. Was sollte man denn mit einer zerbrechlichen Gipsfigur anfangen? Ja, wenn mein Freund die Mittel befehlen hätte, sie in Metall gießen zu lassen! Aber ach, es klappte doch ohnedies nicht mit dem Gelde. Gegen die Zumuthung einer Verdübelung in kleineren Dimensionen sträubte sich sein Künstlerstolz, dieses unselige Kiff, an dem so viele edle Geister scheitern. Der Spartacus sollte Original bleiben, ein Unikum!

Wer vermöchte einem jungen Genie mit praktischen Rathschlägen beizukommen? Sie wissen es besser, diese Mäceras ihres Künstlerbedürfnisses, diese trotzigsten Idealisten!

... Mein Freund, wir sind keine Hellenen, sondern ein dürftiges Geschlecht, das kaum genug Kartoffeln aus der Erde ziehen kann, das ächzt und klagt und den Aufschrei seiner Schmerzen mühsam verhält, unter der Schwere des materiellen Daseins; wer hat Sinn, Bildung und Geld für Kunst, für wahre Kunst noch dazu für das, was Sie darunter verstehen. Sie wissen: „Das arme Lied muß betteln gehen“ und die Kunst auch. Sehen Sie uns an. Schund müßte man schreiben, gemeines, ausgebrochenes Lesefutter für das sogenannte große Publikum, das bringt noch was ein. Kommißbrod braucht die Menge, nicht Pralinebonbons. Machen Sie etwas Anderes, etwas, um was sich die Leute reizen, das höchstens ein paar Gulden kostet und auf den Ofen gestellt werden kann: den „Schalk Amor“ mit Pfeil und Bogen oder dergleichen; Sie wissen schon, was ich meine —

In diesem Tone redete ich auf ihn ein. Er hörte mir schweigend zu, wie man einem zuhört, der's nicht besser versteht. Ich fühlte, wie er mir im Herzen unrecht gab, und daß es ihm nur nicht der Mühe werth war, mich gründlicher zu widerlegen. Er blieb bei seiner Meinung; Es wäre eine Angelegenheit der Menschheit, die plastische Kunst, und sie vor Allem zu fördern, zu unterstützen und zu lieben, denn, wenn Alles untergegangen und verworfen sein wird, werden die feineren und ehernen Bildwerke Zeugniß geben von unserer Kultur, von unserm Kunst- und Geistesleben u. s. w. Ich hörte ihm zu, wie man einem zuhört, der es nicht besser versteht. Er hatte ja auch recht, gerade so wie ich. Aber meine Ansicht wurde durch die Thatfachen bestätigt. Warum biß denn Niemand an, warum wurde denn aus dem edlen Spartacus ein ewiger Ladenhüter?

Seines Schöpfers Träume und Hoffnungen blieben unerfüllt. Es kam, wie ich's vorhergesagt hatte. Und diese Einsicht mochte bei ihm einen heimlichen Groll gegen mich erzeugen.

Ab und zu beagelte ich dem Bildhauer auf der Straße. Wir begrüßten uns immer tühler, dann, eines Tages bemerkte ich, daß er absichtlich neugierig, um den Grund zu spüren. Welchen Grund hatte er, mir zu zürnen? Den gemischtesten: er fing an zu erkennen.

So sind wir Menschen! Er mußte in eine andere Gegend der Großstadt gezogen sein. Ich sah ihn nicht mehr, er war für mich verschollen und er ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Auch von seiner Kunstfähigkeit habe ich keine Kunde, ich weiß nicht, was er treibt und ob er sich mit der Wirklichkeit mit der eifernen, unerbittlichen Nothwendigkeit, die uns Alle bündigt und unterjocht, ausgehört hat, oder ob er noch seinen Illusionen lebt?

Vor einiger Zeit besuchte ich das Magazin eines Installateurs für elektrische Beleuchtung. Ich hatte für einen Verwandten, der sich eine neue Wohnung einrichtete, Lämpchen, Lampen und Wandarme auszuwählen. Während dieser Auswahl bemerkte ich plötzlich in der Ecke des Magazins eine bronzefarbene, lebensgroße, einen schönen Jüngling darstellend, etwas vorgebeugt ausstehend, ein edler, schöner, künstlerisch durchgebildeter Körper ... ah, ein alter Bekannter, und so wenig ich ihn hier zu finden hoffte, erkannte ich ihn auf der Stelle wieder! Nur das Schwert hatten sie ihm aus der erhobenen Faust genommen und dafür gaben sie ihm die Glasbirne eines Glühlichtes in der Stärke von 32 Kerzen zu halten.

Armer Spartacus!

Bücher haben ihre Schicksale.

Plauderei von Fr. Hellborn.

Des Terentianus Maurus Wort von den Büchlein, die ihre Schicksale haben,“ hat noch heute, anberthaltig Jahraufende nach seiner Entfaltung, seine volle Gültigkeit. Noch heute könnte wohl manch ein Autor von den Schicksalen eines seiner Werke ganze Bücher schreiben.

Manch ein Buch ist nur entstanden, weil sich ein Schöpfer in Noth befand, manch ein anderes konnte nur das Licht der Druckerlampen erblicken, weil sich ein Schöpfer eines Ueberflusses erfreute, der es ihm gestattete, das Wert auf eigene Rechnung drucken zu lassen.

In der glanzvollsten Zeit unserer deutschen Literatur hielten es Viele beinahe für strafbar, ein Honorar zu nehmen. Geller erhielt für seine Fabeln 31 Gulden, Chr. Dan. Ped für seine mühsame Arbeit am Euripides 4 Groschen per Bogen, Lessing für seine „Minna von Barnhelm“ gar nichts. Goethe und Merz liehen den „Göy von Berkingen“ auf gemeinsame Kosten drucken und hatten das Papier noch nicht bezahlt, als Goethes Name schon sehr berühmt war; für die „Stella“ bot ihm Mallius in Berlin 20 Thaler, und für seine sämtliche Schriften, die Simburg nachgedruckt hatte, erhielt er nicht Anderes, als ein Kaffee- und Theeservice von Berliner Porzellan.

Lessings „Nathan“ ist unter der größten Geldverlegenheit seines Autors entstanden, Sheridan's Lustspiele sind nur geschrieben worden, weil ihr Schöpfer sein ganzes Vermögen vergeblich hatte und in Noth war, und Goldmünzen vielerlei „Vicar of Wakefield“ wäre wohl niemals entstanden, wenn Goldmünzen nicht einen leeren Beutel gehabt hätte.

Wie entstehen überhaupt Dichtungen? Ein großer Schriftsteller erzählt, daß die Gallmeyer die Art und Weise, wie sie ganz in's Blaue hinein an einem unvollendet gebliebenen Stücke arbeitete, in folgender Weise charakterisirt: „Wissen's, ich schreib' die Romdöie so, wie Hadlander seine Romdöie geschrieben hat. Zu dem kam einmal ein Bekannter, gerade wie er in sein Manuscript die Worte geschrieben hatte: „Da klopfte es an die Thür, und hereintritt ...“ Der Bekannte, der sich unbenrecht dem Schreibeisig genähert und dem Dichter über die Schulter in die Arbeit ebdicht hatte, fragte plötzlich: „Nun, wer tritt denn herein?“ „Ja, wenn ich das schon wüßte!“ entgegnete Hadlander. — Sehen Sie, so geht's mir mit meiner Romdöie.“

Und wie es Hadlander und der Gallmeyer ging so mag es sehr vielen modernen Romdöien- und Romanfabrikanten ergangen sein und ergoehen, erzählt man doch von einem Dichter, einem echten Dichter, dessen Name so leicht nicht verhallen wird, daß er sich mit einer pebanitischen Regelmäßigkeit an den Schreibtisch setzt, wo er „beim Dichten“ seine regelmäßigen Bureaustunden verbringt. Von diesem Großen im Reiche der deutschen Dichtkunst, der in einer deutschen Universitätsstadt lebt, erzählen die Studenten jenes Ortes scherzweise, daß, wenn er einmal seine übliche Dichtzeit verflasse, er von seiner Gattin mit den Worten gedevet werde: „Kudolf, steh auf, dich!“

Natürlich giebt's auch andere Dichter, die auf einer höheren Warte stehen, als auf dem Werkstuhle des Handwerksmannes. Während die meisten Schriftsteller der Gegenwart, nicht nur in Deutschland, ihre Werke erst in Tageszeitungen und Zeitschriften veröffentlichen und dann diese erst in die Buchform kleiden, giebt es wieder andere, die das Persönliche ihrer Werke in Zeitschriften nicht gern sehen. So bot einmal vor ein paar Jahren der Herausgeber einer Bostoner Zeitung dem englischen Dichter Browning 250 Pfund Sterling, also \$1250, für ein kurzes Gedicht an. Der Dichter lehnte die allzudeu Nerven ab. „Wenn ich in dieser Weise schreiben könnte“, so antwortete er, so würde ich Ihr Gedicht erstlich in Er-

fach nicht. Eine englische Monatschrift bot mir ein hohes Honorar an, und als ich es ablehnte, noch ein höheres. Darauf fandte mir der Verleger einen Blanco = Check, den ich nach Belieben ausfüllen sollte. Ich schickte ihn aber wieder zurück. Ich kann mich nicht dazu bequemen, für die periodische Zeitschriften zu arbeiten. Wenn ich ein Buch veröffentliche, und die Leute es kaufen, so beweist dieses, daß meine Gedichte lesen wollen. Wenn sie aber in den Blättern eines Magazins mich finden, so könnte ich ein ungeladener Gast sein.“

Während der genannte Schriftsteller einmal vor Jahren in einem Aufsatz den Nachweis zu führen suchte, daß es für das Gedeihen der deutschen Literatur erforderlich sei, daß die hervorragenden deutschen Schriftsteller in der Reichshauptstadt wohnen, haben die bedeutendsten dichterischen Talente der deutschen Nation vielmehr den Beweis geliefert, daß in Deutschland keineswegs diese Centralisation des literarischen Lebens ihrer Individualität entspricht. Die bedeutendsten deutschen Dichter der letzten Jahrzehnte waren vielmehr geneigt, fern vom Lärm der Großstadt, in Umgebungen, die dem persönlichen Geschmack entsprechen, ihre Individualität in möglicher Unabhängigkeit sich entfalten und literarisch sich ausleben zu lassen. Gerade die großen Talente unter den deutschen Dichtern liehen es sich angelegen sein, der Volks- und Ortsgeist ihrer Heimath in ihren Dichtungen zu pflegen. Frig Reuter, Scheffel, Friedrich Wifcher, Gottfried Keller, Konrad Ferdinand Wener, Paul Hense, Theodor Storm, Wilhelm Raabe, Wilhelm Jensen, Gustav Freytag, Peter Posteger und Andere wohnen vielleicht im berühmten Gebirge der Weststadt verflacht oder verklümmert.

Man sieht, daß schon in der Geschichte ihrer Entfaltung so manche Schriften ihr eigenthümliches Schicksal haben. Hundertkältig verschieden ist die eigentliche Geburtsstätte aller der Geisteskinder, von denen die Literatur berichtet. Während alle die Genannten in der Stille eines kleinen Ortes schafften und schafften, zog sich Gutzkow nach Paris zurück, um in wenigen Wochen seinen „Urie! Acosta“ dort zu vollenden, andere Meisterwerke der Literatur sind in der dumpfen Atmosphäre des Gefängnisses entstanden. Da schrieb Cervantes einen Theil seines „Don Quixote“, Serwerinus Boetius seine „Tröstungen der Philosophie“, Hugo Troilus einen Theil seiner rechtswissenschaftlichen Schriften, Voltaire seine „Henriade“, Silvio Pellico seine „Denkwürdigkeiten“.

Und während viele Dichter nur zu schaffen vermochten, wenn sie der Düst der heimischen Erde umwehte, sind wieder andere Werke auf Luftreisen entstanden, wie Goethes „Camont“ in Italien, oder gar im Exil, wo Lord Clarendon seine „Revolutionsgeschichte“ und Laeie seine „Briefe über Bildung“ schrieb. Gsächt und aus seiner Heimath vertrieben, flüchtend von Land zu Land, sang Dante seine „Göttliche Komödie“.

Anzählig sind diejenige Werke, die wir jetzt als Meisterwerke der Weltliteratur bezeichnen, die in Hunderttausenden von Exemplaren über den ganzen Erdball in allen möglichen Sprachen verbreitet sind, und die vor ihrer Drucklegung jahrelang von Verleger zu Verleger wanderten, ehe sich einer entschließen konnte, den Weg derselben zu übernehmen. Dieses Schicksal hatten z. B. der „Eitelkammermarkt“ von Thaddeus der „Robinson Crusoe“ von Daniel Defoe, die ersten Werke der George Sand und Anderer. Ja, der deutsche Romandichtsteller Willibald Alexis mußte sogar seinen ersten Roman für eine Uebersetzung eines Walter Scott'schen Wertes ausgeben, um einen Verleger zu erhalten.

Ob liegt hier eine Kurzsichtigkeit der Verleger zu Grunde, öfter freilich aber kommt es wohl vor, daß Werke zu großen Erfolgen gelangen, die keineswegs durch ihren literarischen Werth begründet erscheinen. Ein recht drastisches Beispiel für diese Thatfache bildete zu Ende der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts der Roman „Onkel Toms Hütte“ von der erst vor Kurzem verstorbenen Harriet Beecher Stowe. Das künstlerisch nur minderwerthige Werk, das die damals beverrende Sklavenfrage in sentimentaler Weise behandelte, fand in kurzer Zeit einen Abfah von Hunderttausenden von Exemplaren. Die Verfasserin wurde mit einem Schlage durch dieses eine Werk berühmt und reich, ohne freilich mit irgend einem ihrer späteren Werke einen auch nur annähernd so großen Erfolg zu finden.

In der Gegenwart wird man sicherlich ähnliche Fälle finden. Während der blöthianige Schmand „Charley's Tante“ dem Autor, den Uebersetzer, Theaterdirectoren und einzelnen Bühnentänzlern viele Tausende einbrachte, sind andere bedeutende Werke der modernen Literatur nur durch Zufall an's Tageslicht gelangt. Viele gute Werke wurden erst gelesen und in weiteren Kreisen bekannt, nachdem minderwerthige derselben Autoren ihren Schöpfern einen Namen gemacht. Sudermann's „Athensta“ und „Frau Gerge“, die mit zu den besten Werken der jungdeutschen Romandichtung gehören, lebten nur ein Scheinleben, bis ihr Dichter plötzlich durch die „Che“ bekannt wurde und nun die Nachfrage nach ihnen auch stieg.

Wie viele Werke von einst vielgelesenen Schriftstellern sind heute kaum noch dem Namen nach bekannt! Wie viele Meisterwerke sind heute ver-

gessen, „Gehmers „Ibsen“ und Rabenets „Saturen“ vielleicht noch im Bücherschrank als Erbstück des Großvaters vorfindet, aber sicherlich kaum noch im Stande ist, diese Werke, die einst vom begeisterten Publikum zum Theil auswendig gelernt wurden, geistlich zu verbauden, sind die Dichtungen von Dennis, Mostallier, Kretschmann, Nicolai, Aring, Verones, Sophie la Roche, Iselin, Jerusalem, Gotter, Zingger, Kruger, Abbt, Garbe und anderer Autoren des vorigen Jahrhunderts völlig vergessen. Ja, selbst die noch um die Mitte dieses Jahrhunderts von aller Welt verschlungenen Romane von Herkules, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Herkles und vieler Anderer sieht heute kein Mensch mehr. Ja, nicht selten wohl kommt es vor, daß ein Liebling des Publicums noch bei dessen Lebzeiten zu den Vergessenen gehört. So waren z. B. die Werke Eugen Sues schon zu seinen Lebzeiten vergessen. In Potsdam, der zweiten Residenzstadt der preussischen Herrscher, wohnt ein Greis seinem Grabe entgegen, dessen Werke vor einem Vierteljahrhundert von der deutschen Frauenwelt mit fieberhafter Spannung gelesen wurden; und heute werden sie wohl kaum noch in Bibliotheken verlangt. Es ist der unter dem Pseudonym Philipp Galen einst viel gefeierte Doctor Lange, der freilich vor mehr als vierzig Jahren seine ersten Werke veröffentlichte und jetzt in den achtziger Lebensjahren steht.

Die preisgekrönten Werke der deutschen Literatur würden allein ein recht starkes Capitel zu den feststimmten Bücher-Schicksalen beitragen. Max v. Ringers Drama „Die Willing“ hat der deutschen Literatur durch den Preis, den es erhielt, einen bedeutenden Dichter getraut: Anton v. Leisewitz, der sich zurückgezogen fühlte, daß dieses Werk und nicht sein „Julius von Tarent“ diesen Preis erhielt, und sich ferdan ganz von der dichterischen Production zurückzog. Hippolyt Schaufert, der im Jahre 1868 mit seinem „Schach dem König“ den Wiener Preis von 200 Ducaten erhielt, fühlte sich durch diesen Erfolg veranlaßt, sich ganz der dramatischen Laufbahn zu widmen, die ihm dann nur zu einem mit Mißerfolgen besetzten Wege wurde, und ein noch traurigeres Uebs hatte der mit dem Schillerpreis gekrönte Dichter Albert Lindner, der, kaum siebenundfünfzig Jahre alt, im Trennhaufe starb. Er führte in Rudolstadt ein sorgloses, leiteres deutsches Professorenleben, die Mühestunden nach echter, idealer Lehrweise auch durch dichterische Versuche würgend. Da erhielt ein Römer-Drama aus seiner Feder: „Brutus und Collatinus“, im Jahre 1867 den Schillerpreis. Der unerwartete Glanz des Ruhmes und des Geldes blendete den sechsunddreißigjährigen jungen Mann so, daß er die geistliche Lehrereisenz aufgab, in die Reichshauptstadt zog und dem Jrrthum „Ruhm“ nachjagte, das ihn in den Sumpf der Sorgen zog. Albert Lindner bereitete keine breiten Bettelstuppen, keine Kost für den Alltagsbedarf des Publicums und der Bühnen. So vermochte er sich kaum zu ernähren und starb in Armuth und Wahnfinn.

Ja, Bücher haben ihre Schicksale! Tausende bedeutende Geisteswerke früherer Jahrhunderte gingen verloren, ein Schicksal, vor dem wohl die Bücher durch die Erfindung der Buchdruckerkunst bewahrt zu sein scheinen. Heute freilich kann uns eine andere Frage beschäftigen: Was wird aus allen den Büchern werden, deren ja jährlich immer neue Tausende entstehen? Heute vermag ein Leben nicht mehr alle die Werke in sich aufzunehmen, die zum dauernden Bestande der Weltliteratur gehören, was vielleicht noch vor einem Jahrhundert im Bereiche der Möglichkeit lag. Wo bleibt da aber der Raum für die Aufnahme der ephemereren Erscheinungen der Literatur der Gegenwart?

Ein bedeutender Romandichter der Gegenwart gestand mir vor Kurzem, daß ihm die Werke seiner lebenden Kollegen, die Romane eines Heyse, Dahn, Spielhagen, Sudermann u. s. w., u. s. w., ihm völlig fremd seien, daß er, wenn ihm einmal kurze Zeit vor Lectüre gegönnt ist, sich in die Werke der Alten vertiefe, die er ja leider noch nicht sämmtlich kenne. Und wie dieser macht es wohl viele Zeitgenossen. Wie gering der Lesertreis manchen Buches heute zu Tage ist, das ohne nur Wenige, die außerhalb des literarischen oder buchhändlerischen Lebens stehen. Manches bedeutende Geisteswerk, von dem alle Welt redet, wurde unter den Millionen Deutschen oft nur von wenigen Hunderten gelesen. Das ist das Schicksal der Bücher.

Utah's Wunder-Brücke.

Unser Land hat verschiedene merkwürdige natürliche Brücken in Nord und Süd aufzuweisen; aber sie alle scheinen in den Schatten gestellt zu werden von der Riesen-Brücke, welche erst kürzlich in Utah entdeckt worden ist und jetzt als die größte bekannte ihrer Art in der Welt bezeichnet wird. Letzteres wird sich freilich nur nach genauerem Verleichen mit Bestimmtheit sagen lassen können; denn die Amerikaner sind bekanntlich noch sehr konservativer mit Superlativen, als die Franzosen, gleichviel, ob es sich um kriegerische oder andere Angelegenheiten handelt!

Privatim hatte man zwar in Utah schon längst gerüchweise von dem Vorhandensein einer solchen natürlichen Wun-

derntlich Indianer sprachen manchmal davon; aber man war geneigt, die ganze Geschichte für eine Indianerlegende zu halten, und als die Rothhäute, welche die Brücke selber betreten hatten, in die seligen Jagdgebiete hinübergegangen waren, gerieth auch das Gerücht so ziemlich in Vergessenheit. Hin und wieder fristete es freilich ein kühner Abenteuer, welcher durch die Bergbahnen jener Gegend gekommen war, von Neuem auf, aber auf solche Abenteuer = Erzählungen wurde erst recht wenig Gewicht gelegt.

Aber die Verboollkommnung der Lehrmittel und die Gier nach Geheimnissen führten schließlich auch dazu, die Existenz dieses Naturwunders über allen Zweifel hinaus festzustellen. Den größten Theil des Beobachters dieser Brücke kann man sogar schon heute bequem mit der Eisenbahn zurücklegen. Weiterhin geht es allerdings über recht unruhige Pfade, unter den Felsen einer uralten Erd = Erhebung, dahin, bis zu einer Entfernung von nur vier Meilen von dem kleinen Städtchen Moab im County Grand (unfern dieser Stätte nimmt der Rio Grande einen gemeinsamen Weg unter den Felsklüften der Sierra La Sal); und von hier aus kann man die Natur = Kuriosität thierfächlich sehen. Sie befindet sich also ziemlich weit unten im Südoften Utah's.

Für den Geologen sollte übrigens die Entdeckung dieser Brücke nicht sehr überraschend kommen, wenn er überhaupt die natürliche Formation der Gegend kennt. Im Ubrigen ist Utah ja allenthalb ein Land der Ueberraschungen und kühnen Naturspiele, und die Oberfläche der Staates ist eine weit mannigfaltigere, als man nach einer flüchtigen Beschreibung annehmen könnte!

Mer die berühmte natürliche Raststein-Brücke im virginischen County Rockbridge aus eigener Anschauung kennt, fühlte sich unwillkürlich veranlaßt, Vergleiche anzustellen; er wird sich aber geteuen müssen, daß die letztere sich recht bescheiden neben der natürlichen Riesen-Brücke Utah's ausnimmt, die beinahe dreimal so groß ist. Beide Brücken haben ungefähr dieselbe Höhe — 200 Fuß — aber die Utah'er Brücke ist bedeutend breiter und hat eine Dicke von 75 Fuß. Und ihr großer Brückenbogen (aus einem einzigen Stein bestehend) mißt nicht weniger als 250 Fuß in der Weite, dagegen derjenige der virginischen Brücke nur 90 Fuß.

Wie schon angedeutet, hat Goldgräber zu der Entdeckung der Neuentdeckung der Utah'er Brücke geführt. Eine kleine Schaar Edelmetallhuter, welche vor mehreren Wochen von Moab aufgebrochen waren und sich vorgenommen hatten, alle einarmigen betretenen Pfade zu meiden und sich in den unwirthlichsten Theil dieser wildzerklüfteten Gebirgs = Gegend hineinzuwagen, entbedte zu ihrer höchsten Ueberraschung diese Kuriosität; sie sollen von ihr bermachen gezaubert worden sein, daß sie kurze Zeit ihre eigentlichen Geschäfte ganz vergaßen und sich, nachdem sie sich von ihrer ersten Verblüffung erholt, eifrig Größemessungen widmeten. Denn so etwas war ihnen doch noch niemals vor Augen getreten, und sie waren doch an großartige und bizarre Naturlaunen ziemlich gewöhnt.

Die Brücke besteht aus einem rothen Sandstein, und ihre Entstehung geht bis an das sogenannte triassische Zeitalter zurück. Das war lange vor der Zeit, als sich unsere Steinbohlen-Helber bildeten! Ungezähle Jahraufende muß hier das Wasser gewirkt haben, dessen Macht es hauptsächlich war, welcher dieses Wunder seine Entstehung verdankte. Die wild = gerissenen Felsen und die Fossilien oder Restreterungen in der Umgegend der Brücke bieten Anhaltspunkte genug dafür, daß diese Region, wie auch das übrige Utah, einst unter einer Tiefsee lag, aus der es sich allmählig emporhob; die juridischen Wasser aber wählten tiefe Canäle, welche jetzt mächtige Stromschnellen bilden, und meistens, aus dem festen Felsgestein phantastische Formen heraus, deren großartige aber das vorliegende Gebilde ist. Auch darüber müssen wieder weitere Jahraufende vergangen sein! Daher steht aber auch dieser Bau (soweit überhaupt dieser Ausdruck gerechtfertigt ist) „für die Größezeit.“

Ein Wikwort Bismarcks.

Das noch nicht allgemein bekannt ist, wird uns mitgetheilt. Als der Fürst, bevor er in die Behandlung Schminners kam, wieder einmal trankelte, entfiel ihm das Gerücht, er werde für einige Zeit nach Cappten begeben. Ein Mitalied des Herrenhauses erlaubte sich bei dem Kaiser selbst, ob er thofächlich diese Absicht habe. „Gar nicht unmöglich“, lautete die Antwort. „Das Kameel, das die's Gerücht verbreitet hat, nehme ich natürlich mit.“

— Die Familie Huber hatte eine ganz merkwürdige Sage, aus der sie nicht klug werden konnte. Die Sage geht nämlich so eigenthümliche Gewohnheiten. Wenn es schönes, klares Wetter war, trock sie immer nach oben, sie sah dann unbeweglich auf dem Schornstein über dem Dach. Aber wenn es schlechtes Wetter war, trock sie in den Keller hinunter, und hätte sie dort gefonnt, wäre sie noch tiefer gekrochen. Endlich starb diese merkwürdige Sage, und die Familie Huber ließ sie unterjuchen. Die Sage hatte einen